

Aber wie weiter? Alle reden jetzt von Deglobalisierung

C&A produziert Jeans in Mönchengladbach, EnBW will hierzulande Rohstoffe fördern. Unser Reporter braucht nur eine Mikrowelle. Ein Fall für *reshoring*?

Text **Max Rauner** Artwork **Libby Oliver, Debra Frances, Abbey Lossing**

Neulich habe ich versucht, China zu boykottieren. Das war bei Saturn in Hamburg. Ich wollte einen Mikrowellenherd kaufen und suchte ein Gerät, das nicht aus China stammt. Nicht weil ich der Qualität misstraue, im Gegenteil. Mein iPhone kommt aus China, unser Küchenmixer, einige Lampen, alles gut. Ich hatte andere Gründe, oder eher: Skrupel.

Da waren wieder die Schlagzeilen über Umerziehungslager in der Provinz Xinjiang. Finanziere ich mit dem Kauf chinesischer Produkte Menschenrechtsverletzungen? Da ist der Klimawandel. Muss eine Mikrowelle wirklich um die halbe Welt reisen? Der Ukraine-Krieg. Europa boykottiert Öl aus Russland. Ich dachte: Was soll erst werden, wenn China Taiwan überfällt? Komme ich ohne »Made in China« aus? Die Mikrowelle war ein Versuch. Mein Versuch.

Ganz oben wird ja auch darüber diskutiert. Beim Weltwirtschaftsforum in Davos waren globale Lieferketten das große Thema: Hat die Globalisierung ihren Zenit überschritten (*peak globalisation*)? Holen wir Fabriken zurück nach Deutschland (*reshoring*)? Oder zumindest in Nachbarländer (*nearshoring*)? Sollen wir nur noch mit Freunden handeln (*friendshoring*)?

In der Wirtschaftswissenschaft galt lange Zeit die Grundregel, dass die globale Arbeitsteilung das Wirtschaften effizient macht, also billig. Es schien auch lange Zeit, als ob das gut funktioniert, jedenfalls was unseren Konsum angeht. Immer mehr immer billiger. Bis hierhin. Und wie weiter?

Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg sagte in Davos: »Freiheit ist wichtiger als Freihandel.« Intel-Chef Pat Gelsinger: »Wir sind in einigen Bereichen zu abhängig geworden von Asien.« Aus Just-in-time-Produktion müsse Just-in-case werden: vorbereitet für alle Fälle. Ngozi Okonjo-Iweala, die Chefin der Welthandelsorganisation, warb für »besser verteilte Handelsbeziehungen«. Sie redet nicht von Deglobalisierung, sondern von Reglobalisierung.

Olaf Scholz sagte in Davos »Die Deglobalisierung ist ein Holzweg.« Manchmal erkennt man Umbrüche ja auch daran, dass Staatsoberhäupter sie dementieren.

In Hamburg sagte mein Kollege Niels Boeing, das Problem sei grundsätzlicher: der Kapitalismus. *The elephant in the room*. Wachstum und Konsum über alles. Tatsächlich wäre es wohl besser, gar keine Mikrowelle zu kaufen. Wir haben ja einen Backofen. Postwachstumsökonomie also. Aber so weit war ich noch nicht, wir machen doch schon Carsharing.

Der Saturn in der Hamburger Mönckebergstraße ist ein Riesenkaufhaus. Die Mikrowellen füllten zwei Regalreihen. 28 Modelle standen zur Auswahl. Ich ging von einem zum anderen und suchte das Kleingedruckte. Panasonic: Made in China. »ok« und »Koenic«, Saturns Eigenmarken: Made in China. Bauknecht: Made in China. Doch hier, Samsung, made in Malaysia – was haben die noch mal für eine Staatsform?

Der Mann vom Saturn entschuldigte sich. Er habe gerade nicht so viel im Angebot. Ach so? Es liege an Shanghai, sagte er, der Lockdown. Ja, die Satellitenbilder hatte

ich gesehen. Viele kleine Punkte vor der Küste, das waren Schiffe auf Reede, wie Krokodile im Wasser, totenstill auf Beute wartend. Ein faszinierendes Bild.

Ich war jetzt nicht mehr sicher, was schlimmer ist: wenn ich China boykottiere oder wenn China mich boykottiert.

Deutschland hat 2021 Waren im Wert von 141 Milliarden Euro aus China importiert. Die Summe entspricht einem Viertel des Bundeshaushalts. 12 Prozent unserer Importe stammen aus China. 85 Prozent aller in Europa verkauften Spielwaren. Ohne Made in China wäre es hier ziemlich leer.

Ich habe schließlich ein Modell der Marke Panasonic gekauft und mich aus dem Laden getrollt. Es wurde in China hergestellt, ist aber besonders energieeffizient. Klima hatte gewonnen, Taiwan verloren. Ich musste an eine Lehre aus der Klimadebatte denken: dass der bewusste Konsument eine nette Idee ist, aber auch ein Ablenkungsmanöver. 50 Tipps, wie du die Welt retten kannst? Hat nicht funktioniert. Der Kapitalismus macht nur eine neue Abteilung für teure grüne Produkte auf, aber sonst bleibt alles beim Alten.

Bewusster Konsum kann die Welt nicht alleine retten. Er braucht Verbündete. Vielleicht gehört ja unser Wirtschaftsminister dazu. Robert Habeck sagte in Davos: »Deglobalisierung bringt uns nicht weiter. Wir brauchen globale Märkte. Wir müssen aber die Regeln ändern, um Zusammenarbeit und Solidarität zu fördern.« Kommt nun die moralische Marktwirtschaft? Ich bin durch Deutschland gefahren und habe sie gesucht. Erster Halt: Mönchengladbach.



Der Hyperkonsum von **Billigkleidung** ist zum Symbol geworden für die rücksichtslose Effizienz des globalisierten Kapitalismus

Wer zahlt 60 Euro für eine Jeans aus Deutschland, wenn die aus Bangladesch 30 Euro kostet?

Uwe Gansfort hat noch kein eigenes Büro, so jung ist seine Fabrik. Man betritt ein Backsteingemäuer, und da sitzt er gleich neben dem Eingang wie ein Pfortner in der Zugluft. Er trägt ein rosa Hemd von der Konkurrenz, aber seine Jeans ist eine Eigenproduktion, hergestellt in ebendieser Fabrikhalle, und das ist eine kleine Sensation. Denn die Fabrik steht nicht in Bangladesch, sondern in Mönchengladbach. Sie gehört C&A. Gansfort ist der Geschäftsführer.

Es ist ein heißer Tag im Juni, und als Gansfort in Halle 35 um sich schaut, ärgert er sich ein bisschen. Das Gemäuer ist 100 Jahre alt und voller Geschichte. Früher stellte der Monforts-Konzern hier Textilmaschinen her, deutscher Maschinenbaustolz. Dann hat ein chinesischer Konzern das Unternehmen gekauft und verkleinert. Trauerjahre. Jetzt ist alles neu, hell und züversichtlich. Modernste Textil-Cutter, effiziente Riesenwaschmaschinen, Industrienähmaschinen, Laser. Und 90 Angestellte, denn Stoffe zusammennähen, das können Menschen immer noch am besten. Seit wenigen Monaten sind sie bei der Arbeit und produzieren 1100 Jeans pro Tag. Bald sollen es 2000 sein. Aber die Menschen schwitzen, das wurmt Uwe Gansfort.

Die Klimaanlage funktioniert noch nicht. Die Pumpen fehlen. Lieferprobleme. Gansfort sagt: »Es ist natürlich klar, dass wir hier am Standort tarifgerechte Bezahlung haben, dass wir vernünftige Arbeitsbedingungen schaffen wollen. Deswegen rege ich mich auch jetzt so über die Hitze auf. Wir wollen ja exemplarisch sein.«

Jede Jeans durchläuft 40 Stationen vom Stoffballen bis zum Versandkarton. An einer der Nähmaschinen sitzt ein Mann, der 17 Jahre lang als Schneider gearbeitet hat, früher im Iran, dann in Deutschland. »Neu ist besser«, sagt er. Neue Maschinen, neue Kleidung, das möge er lieber als Änderungsschneiderei. Die Maschine, die halbautomatisch Gesäßtaschen aufnäht, wird von einer Frau bedient. »Ich mag die Unterhaltung mit den Leuten«, sagt sie, »wir haben

Spaß hier.« Eine andere sagt, sie möge alles, bis auf die Temperatur.

Die Jeans aus Mönchengladbach sind ein Deglobalisierungs-Experiment. C&A bewirbt sie als nachhaltig und made in EU. Der Denim-Stoff kommt aus Italien, das Garn aus Ungarn und Rumänien, die Reißverschlüsse kommen aus Polen, die Knöpfe und Nieten aus Deutschland. Der Ökostrom für den Maschinenpark stammt zu 70 Prozent von niederländischen Windrädern und zu 30 Prozent aus der eigenen Fotovoltaikanlage. Nur die Biobaumwolle wächst nicht in Europa.

Sechs Jeansmodelle aus Europa verkauft C&A im Online-Shop, im Herbst sollen sie in die Läden kommen. Ein Exemplar kostet 59,99 Euro. Das ist doppelt so teuer wie die C&A-Jeans aus Bangladesch. Welches Modell wird die Kundschaft sich leisten? Davon hängt einiges ab.

Gansfort ist seit mehr als 30 Jahren bei C&A. Früher, erzählt er, habe er die Globalisierung mitgemacht. Bis Ende der 2000er-Jahre hatte C&A noch eine Eigenfertigung in Deutschland. Anzüge, Sakkos, Hosen. Die Fabrik wurde geschlossen. »Wir sind dann immer weiter nach Osten.« Polen, Griechenland, Türkei, Bulgarien, Indien, Pakistan, China, Bangladesch. »Und jetzt sind wir wieder hier.« In Supermärkten steige die Nachfrage nach Obst und Gemüse aus der Region – »vielleicht durchdringt das auch unsere Kundschaft«.

Am Ende der Produktion begutachtet ein Student die Hosen und schnippelt überstehende Stoffreste ab. Er kommt aus Bangladesch und macht, kein Witz, die Qualitätskontrolle. »Die Fabriken in Bangladesch«, sagt er, »die werden auch besser.«

Gansfort bekommt in diesen Tagen viel Besuch von Medienleuten. Seine Jeansfabrik gleicht einem Wesen von der Roten

Liste bedrohter Arten, das man schon für ausgestorben hielt. Nun ist es wieder aufgetaucht, und alle fragen sich, ob es überleben wird. Zwei Prozent der Jeanskollektion will C&A künftig in Mönchengladbach fertigen.

Ist das Greenwashing? Oder der Beginn von etwas Größerem? Adidas eröffnete 2017 eine »Speedfactory« in Mittelfranken »mit bester deutscher Ingenieurskunst«, so der Vorstandsvorsitzende. 120 Angestellte und zahlreiche Roboter produzierten dort Turnschuhe. Drei Jahre später war Schluss. Die Ingenieurskunst soll fortan in Asien eingesetzt werden. Droht der Jeansfabrik ein ähnliches Schicksal?

»Alle glauben, das kann nicht funktionieren«, sagt Maike Rabe. Sie leitet das Institut für Textil und Bekleidung an der Hochschule Niederrhein in Mönchengladbach und macht sich dafür stark, dass die Textilindustrie zurück in die Region kommt. Sie hat auch C&A beraten und glaubt: Das kann funktionieren. »Die Verbraucher und der Handel haben eine ganz andere Denkweise als vor fünf oder zehn Jahren«, sagt sie. *Fast fashion* wird kritischer gesehen. Klar, am Ende darf die Hose nicht zu teuer sein. »Das ist eine Riesenherausforderung«, sagt Rabe. »Aber diese Bilanz kann man nicht nach sechs Monaten ziehen.«

Außerdem tickt da noch eine kleine Zeitbombe. Mehr als 20 Prozent der weltweit verarbeiteten Baumwolle stammen aus Xinjiang, der chinesischen Provinz mit den Lagern. Rabe hat gerade mit dem World Wildlife Fund ein Verfahren entwickelt, die Herkunft von Baumwolle anhand ihres molekularen Fingerabdrucks zu bestimmen. Mit der Technik können Labore die Herstellerangaben überprüfen. »Das wird einen Aufschrei geben«, prophezeit sie.

Ein Ende der Globalisierung? Wird es nicht geben, sagt Rabe. Ihre Prognose ist, dass in Zukunft vielleicht 10 Prozent der Kleidung in Deutschland gefertigt werden, 20 Prozent auf dem europäischen Kontinent, 70 Prozent in Übersee. Das größte Problem, *the elephant in the room*, ist der

Deglobalisierung kostet Geld. Ökonomen haben abgeschätzt, wie teuer es wird, wenn die Welt in zwei Blöcke zerfällt

Hyperkonsum von Kleidung. Dass man eine Jeans eben auch für 30 Euro kaufen kann, was C&A als »Demokratisierung der Mode« verkauft. Teurer machen ist offenbar keine Option, die Firma hat eine andere Idee. Sie bedruckt die Innentasche der EU-Jeans mit dem Aufruf, Wasser zu sparen. »Wasch mich nur, wenn ich wirklich dreckig bin«, steht da. »Wenn die Kunden auf Toilette sitzen«, sagt Gansfort, »haben die was zu lesen.«

Disruption ist ein Lieblingwort von Wirtschaftsmenschen (*disrupt* ist englisch für stören). Früher meinten sie damit, dass ein etabliertes Geschäftsmodell von etwas radikal Neuem abgelöst wird. Nach Schallplatten zum Beispiel kamen die CDs, nach CDs die Streamingdienste. Zuletzt hat der Begriff allerdings selbst einen Wandel durchgemacht. Disruption steht heute für Pandemie, Lockdown, Tsunami, Sueskanal-Blockade, Donald Trump, Hitzewelle, Krieg, Gas-Notfallplan. Früher war Disruption die Sehnsucht der Start-ups, heute ist sie der Albtraum der Konzerne. Die Wirtschaft hat ein neues Lieblingwort: Resilienz. Widerstandskraft.

Die Boston Consulting Group (BCG) befragte im Februar Führungskräfte aus 15 Industrieländern und 1500 international tätigen Unternehmen, wie sie sich für Disruptionen wappnen. Knapp die Hälfte sagte, Resilienz sei eines ihrer Hauptanliegen und sie wollten wieder näher an der Heimat produzieren. Die Jeansfabrik von C&A wird in der Studie als Beispiel angeführt. Die Umfrage war gerade abgeschlossen, da überfiel Russland die Ukraine.

Arnd Huchzermeier hat die Studie mitverfasst. Er ist Professor an der Otto Beisheim School of Management bei Koblenz und hat sich auf globale Lieferketten spezialisiert. Er hat an Business-Hochschulen in Kobe, Paris und Chicago gelehrt und uns die Globalisierung mit eingebracht.

Denn die Forschungsarbeit, mit der er berühmt wurde, veröffentlicht 1996 im Fachblatt *Operations Research*, untersucht den

Einfluss von Wechselkursschwankungen auf globale Lieferketten. Firmen können damit berechnen, wie sie davon profitieren, ihre Produktion in Billigländer zu verlagern. »Wer eine Fabrik ins Ausland verlegt, kann locker eine Milliarde gewinnen«, sagt Huchzermeier. »Das war ein Wow-Effekt in den USA. Es hat einen Ruck gegeben, und alle Universitäten haben das in ihre Lehrpläne aufgenommen.« Huchzermeier forschte damals an der University of Chicago, der Geburtsstätte des Neoliberalismus.

Man muss die Lieferketten-Mathematik aber vor Globalisierungskritikern in Schutz nehmen. Das Schöne ist nämlich, dass sie auch Klimawandel und Disruptionen berücksichtigen kann. Das sind dann eben ein paar Risiken mehr, so wie Wechselkursschwankungen. Der Mathematik ist das egal. Sie kann auch grün, regional und fair.

Beispiel Klimawandel: Wer näher am Heimatmarkt produziert, hat weniger Emissionen und ist zugleich weniger anfällig für Disruption. Local-for-Local heißt das. Das ist die gute Nachricht: Resilienz und Nachhaltigkeit ergänzen sich. Die schlechte: Viele kapieren das nicht. »Das Thema Nachhaltigkeit kriegen viele Unternehmen nicht in den Griff, weil sie die Risiken falsch bewerten«, sagt Huchzermeier. »Wenn uns die CO₂-Geschichte um die Ohren fliegt, werden die Kosten ins Unendliche steigen.«

Wenn man CEOs fragt, ob sie mehr vor Ort produzieren wollen, sagen sie Ja. Aber als Huchzermeiers Team untersuchte, welche Entscheidungen sie wirklich treffen, sah es anders aus. Dann war der Wunsch, billig zu produzieren, wieder oberste Priorität.

Deglobalisierung kostet erst mal Geld. Ökonomen vom Institut für Weltwirtschaft in Kiel haben abgeschätzt, was passiert, wenn die Welt in zwei Wirtschaftsräume zerfällt, die nur noch untereinander handeln.

Auf der einen Seite die USA und die EU, auf der anderen Seite Brasilien, Russland, Indien und China (die sogenannten Bric-Staaten). Der Rest der Welt ist für die Simulation unbedeutend. Ergebnis: Im westlichen Block sinkt das Realeinkommen im Durchschnitt um 1,3 Prozent (Deutschland: minus 1,6), in den Bric-Staaten um knapp vier Prozent (Russland: minus zehn).

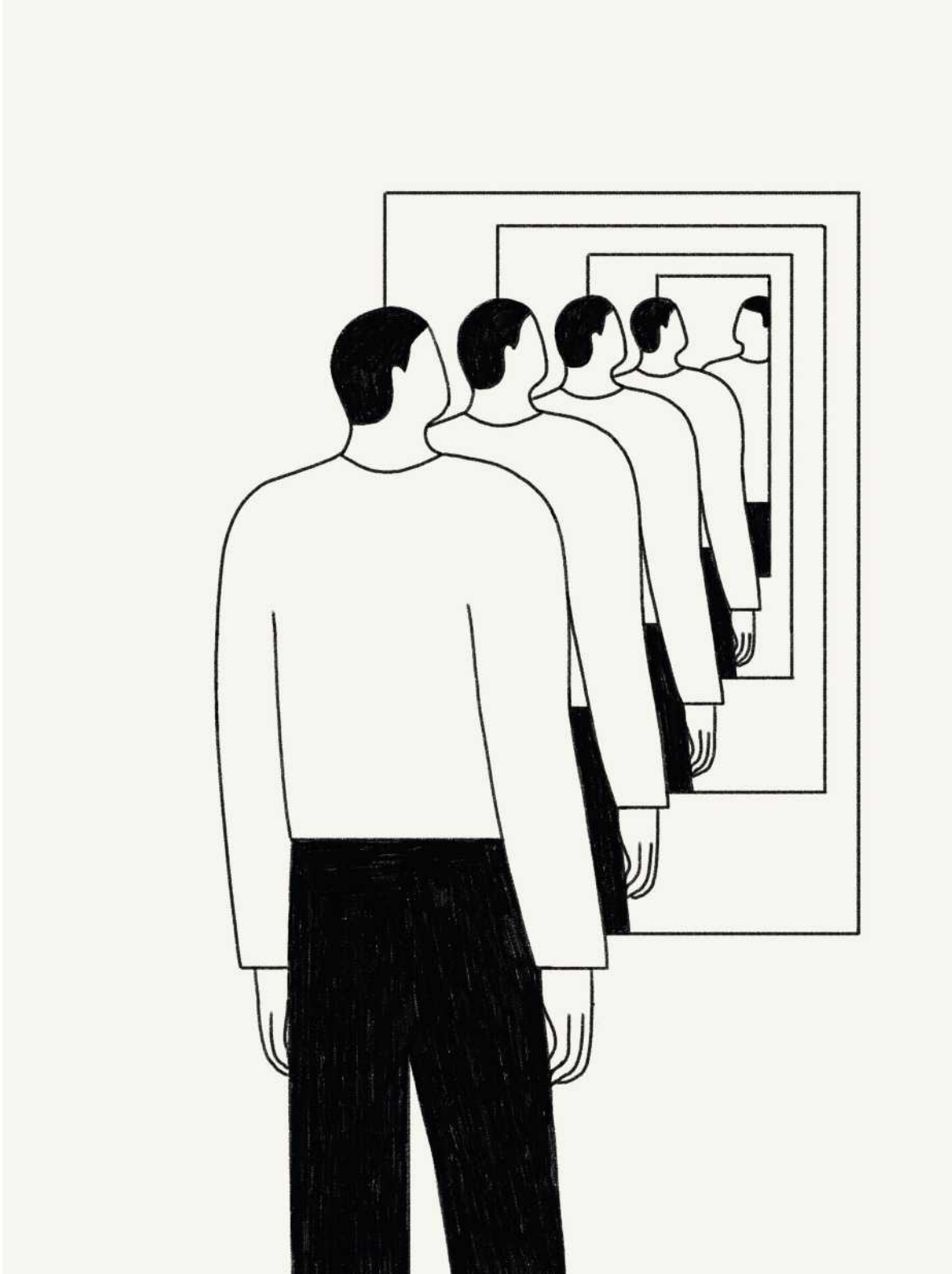
Arnd Huchzermeier wirbt nun für die Idee einer flexiblen Fabrik. Das ist eine Fabrik vor Ort, die sich mehrere Hersteller teilen. Porsche ist das Vorbild. In Zusammenarbeit mit dem Anlagenbauer Schuler stellt Porsche ein Karosserie-Presswerk in Halle sogar der Konkurrenz zur Verfügung. Die Idee ist, dass Unternehmen bei Lieferengpässen auf flexible Fabriken zurückgreifen können. Das macht resilient. Dafür kooperiert Porsche nun auch mit dem Roboterhersteller Kuka. Ehrlicherweise muss man hinzufügen, dass Kuka dem chinesischen Konzern Midea gehört. Und der hat gerade beschlossen, die letzten Kleinaktionäre aus dem Unternehmen zu drängen. »Squeeze-out« sagt man dazu an der Börse.

Eine sibirische Erzählung geht so: Nachdem Gott die Erde erschaffen hatte, flog er um die Welt, um seine Gaben zu verteilen. Doch über Sibirien gefroren ihm die Hände, sodass er alles, was er noch bei sich hatte, fallen ließ. Deshalb ist Sibirien so reich an Bodenschätzen.

Immerhin hat die Oberrheinische Tiefebene zuvor auch noch etwas abbekommen. Darum treffen sich an einem Tag im Juni drei Menschen im Gewerbegebiet von Bruchsal: Jochen Kolb, Elif Kaymakçı und Thomas Kölbl. Sie wollen hier, zwischen Karlsruhe und Heidelberg, einen Schatz aus der Erde holen, der viele Menschen buchstäblich elektrisiert: Lithium. Jochen Kolb ist Professor für Geochemie und Lagerstättenkunde am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Elif Kaymakçı arbeitet in der Geothermie-Forschung des Energieversorgers Energie Baden-Württemberg (EnBW).



Wer Fabriken in Billiglohnländer verlegt, macht Riesengewinne.
Diese Regel aus dem Globalisierungshandbuch gilt nicht mehr



50 Tipps, wie der bewusste Konsument die Welt retten kann?
Hat nicht funktioniert. Der arme Wicht braucht Verbündete

Die vielen Sachen, die wir kaufen, brauchen Rohstoffe. Wer ist dafür, dass man sie bei uns aus der Erde holt?

Thomas Kölbel leitet die Abteilung. Es ist die Königsdisziplin in Sachen Deglobalisierung: Rohstoffe im eigenen Land ausbeuten. Eine Jeansfabrik lässt sich schnell hochziehen. C&A brauchte ein halbes Jahr dafür. Eine Fabrik für Mikrochips ist schon aufwendiger. Intel veranschlagt fünf Jahre Bauzeit für eine Just-in-case-Fabrik in Magdeburg. Aber Rohstoffe aus dem Untergrund holen, das ist die Krönung. »Es dauert zwischen 10 und 20 Jahren, bis das erste Gramm aus der Erde kommt«, sagt der Geologe Kolb. Widerstand von Bürgerinitiativen nicht eingerechnet. Vorteil Bruchsal: Die Anlage steht schon. Und man sieht sie kaum.

Die größten Lithiumproduzenten sind Australien, Chile und China. Australien holt den Stoff aus riesigen Tagebau-Gruben. Chile lässt Salzwasser in der Atacama-Wüste verdunsten. China beutet Salzseen in Tibet aus und will Minen in Afrika kaufen. Alles nicht so grün. EnBW hat ein Loch neben der Polizeikaserne gebohrt.

In zweieinhalb Kilometer Tiefe stieß die Stadt Bruchsal Ende der Siebzigerjahre auf 134 Grad heißes Thermalwasser. Die Stadtwerke und EnBW betreiben damit seit 2009 ein kleines Geothermiekraftwerk. Das Wasser wird zurück nach unten gepumpt, um den Kreislauf zu schließen. Dass es auch Lithium enthält, hat lange Zeit niemanden interessiert. Das ist heute anders.

Jeder Liter enthält nicht mal ein Gramm des begehrten Stoffs. Aber pro Tag pumpt EnBW 2,4 Millionen Liter nach oben. Das summiert sich. Elif Kaymakçı, Jochen Kolb und zwei KIT-Doktorandinnen nehmen in diesen Wochen die containergroße Pilotanlage in Betrieb, gefördert von Robert Habecks Wirtschaftsministerium. Das Lithium wird mithilfe chemischer Zauberstoffe herausgefiltert. Thomas Kölbel sagt: »Heimisches Lithium in Kombination mit einer sauberen Energiequelle – das ist eine großartige Geschichte.«

Australien, Chile und China förderten 2020 zusammen 75.000 Tonnen. Team Lithium hofft in Bruchsal auf 800 Tonnen pro

Jahr, genug für 20.000 Autobatterien. »Davon allein wird Deutschland nicht glücklich«, räumt Kölbel ein, »aber das ist ja erst der Anfang.« EnBW möchte weitere Standorte erschließen. Und auch die Konkurrenz bohrt schon. Das Start-up Vulcan Energie hat eine Geothermieanlage in der Nähe von Landau gekauft und fantasierte im »Aktionär TV« von genug Lithium pro Jahr für eine Million Autobatterien. Ab 2025.

Der Geologe Jochen Kolb hält diese Prognose für sehr optimistisch. Er wünsche aber jedem Lithium-Schatzsucher hierzulande viel Erfolg – aus moralischen, ethischen und sozialen Gründen, wie er sagt: »Wir sind als Industrienation auf Rohstoffe angewiesen. Zugleich haben wir eine *not in my backyard*-Gesellschaft. Die Rohstoffe sollen möglichst nicht von hier kommen.« Er findet das verlogen. »Wir müssen unseren Untergrund in Deutschland nutzen«, sagt er. Moderner Bergbau sei nicht viel anders als Ikea. »Da fährt ab und zu ein Lastwagen rein und raus, und das war's dann.«

Ist das Lithium aus dem Oberrheingraben eigentlich irgendwann alle? Ja, sagt Kolb. Man wisse aber derzeit nicht, ob dieser Zeitpunkt Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende in der Zukunft liegt.

Jahrtausende? Das ist sicher nicht mehr meine Angelegenheit. *Not in my lifetime.*

Mein letzter Gesprächspartner ist ein Russe. Roman Gorovoy leitet das Unternehmen Electrostar in Ebersbach an der Fils. Es produziert seit hundert Jahren Staubsauger und Warmluft-Händetrockner und gehört seit 2007 Gorovoy's Familie. Ein schwäbischer Hidden Champion. Roman Gorovoy hat einen russischen Pass, ein deutsches Abitur, einen britischen Uni-Abschluss. Er unterstützt Geflüchtete aus der Ukraine, der Heimat seines Vaters.

Das Magazin *Made in Germany* rühmte ihn als Vorreiter für *reshoring*. Überschrift: »Rückkehr aus dem Reich der Mitte« – Gorovoy wolle die Produktion bis 2020 von China nach Deutschland verlagern. Doch die Journalisten hätten da etwas missverstanden, sagt Gorovoy. Es stimmt, dass Electrostar eine neue Generation Händetrockner nun in Deutschland herstellt, nicht in China. Aber nicht wegen der Moral, sondern wegen der kurzen Lieferzeiten. Der Standort China wird nicht geschlossen. »Unsere Kollegen in China sind alles aufgeweckte junge Leute, toll ausgebildet«, sagt Gorovoy. »Jetzt zu sagen: Hey, eure Regierung hat einen an der Klatsche, und deswegen schließen wir die Fabrik und gehen weg – momentan sehe ich das nicht.«

Die Zukunft der Globalisierung sieht aus seiner Perspektive so aus: Teure Produkte in kleinen Stückzahlen und mit schnellen Lieferzeiten kommen aus Deutschland. Günstige Modelle in großen Stückzahlen aus Shanghai. Außerdem will Gorovoy eine dritte Fabrik bauen, die irgendwo dazwischenhängt. Sie hätten überlegt, das Werk in Deutschland zu errichten, sagt Gorovoy. Aber es gibt da ein Problem: »Ich sitze hier in unserem superneuen Büro, 25 Kilometer von Stuttgart entfernt, und habe immer noch keinen ordentlichen Internetempfang auf meinem Handy«. Außerdem steigen die Energiekosten. Und die Gewerkschaften fordern mehr Lohn. Gorovoy hat nun entschieden, die dritte Fabrik in Osteuropa zu bauen. Das Thema *reshoring* hat sich erledigt, glaubt er. Darüber werde in Deutschland bald niemand mehr reden.

Unser Gespräch war per Video. Nachdem Roman Gorovoy vom Bildschirm verschwunden ist, sitze ich ratlos da und schaue mich um. Der Elefant ist noch im Raum. Bleibt nun doch wieder alles an mir hängen? Ich hoffe auf Robert Habeck und seine angekündigten Regeln für Solidarität und Zusammenarbeit. Und ich richte einen Appell an China: Bitte lasst Taiwan in Ruhe, damit ich nicht reagieren muss! —